

521/4

Irena Brežná

*Die undankbare
Fremde*

Roman

Galiani Berlin

Die Autorin bedankt sich für erhaltene Werkbeiträge bei:
Fachausschuss Literatur der Kantone BS/BL

UBS Kulturstiftung

Kulturfonds Bundesamt für Kultur
Fondation Jan Michalski

Handwritten notes: *Usec 6. 2012. 22*
16. 99
2. 13. 1184
505 762 525



380501050208834



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-C0001512

2. Auflage 2012

Verlag Galiani Berlin
GmbH & Co. KG, Köln

© 2012, für die deutsche Ausgabe Verlag Kiepenheuer & Witsch
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin
Umschlagmotiv: © Getty Images / Photonica / Kamil Vojnar

Autorenfoto: © Mano Strauch

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Felder Köln/Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-052-5

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Wir ließen unser Land im vertrauten Dunkel zurück und näherten uns der leuchtenden Fremde. »Wie viel Licht!«, rief Mutter, als wäre das der Beweis, dass wir einer lichten Zukunft entgegenführten. Die Straßenlaternen flackerten nicht träge orange wie bei uns, sondern blendeten wie Scheinwerfer. Mutter war voller Emigrationslust und sah nicht die Schwärme von Mücken, Käferchen und Nachtfaltern, die um die Laternenköpfe herumswirrten, daran klebten, mit Flügeln und Beinchen ums Leben zappelten, bis sie, angezogen vom gnadenlosen Schein, verbrannten und auf die saubere Straße herunterfielen. Und das grelle Licht der Fremde fraß auch die Sterne auf.

In der Kaserne verhörte uns ein Hauptmann, der mehrere Sprachfehler hatte. Er konnte kein r rollen, weder ž, l, t, dž, ñ noch ô aussprechen und betonte unseren Namen falsch, sodass ich mich nicht wiedererkannte. Er schrieb ihn auf ein Formular und nahm ihm alle Flügel und Dächlein weg:

»Diesen Firlifanz brauchen Sie hier nicht.«

Er strich auch meine runde, weibliche Endung, gab mir den Familiennamen des Vaters und des Bruders. Diese saßen stumm da und ließen meine Verstümmelung gesche-

hen. Was sollte ich mit dem kahlen, männlichen Namen anfangen? Ich froh.

Der Hauptmann lehnte sich zufrieden zurück:

«Sind Sie zu uns geflüchtet, weil es hier die Meinungsaufhebungsfreiheit gibt?»

Wir kannten dieses lange Wort nicht. Mussten wir dem Mann jetzt unsere Meinung sagen, damit er jedem ein Bett und eine Wolldecke gibt? Zu sagen, was man denkt, sät Zwietracht, man wird einsam davon, kommt in Einzelhaft.

Der Hauptmann wartete vergeblich auf unsere Meinung, dann senkte er die Stimme verdächtig tief:

»Was für einen Glauben haben Sie?«

Ich fürchtete, Mutter und Vater würden den Pakt mit dem Teufel schließen und Gott ins Spiel bringen, aber sie blieben sich gottlos treu und schwiegen.

Da wandte sich der Mann an mich:

»Woran glaubst du, Mädchen?«

»An eine bessere Welt.«

»Dann bist du richtig bei uns. Herzlich willkommen!«

Er zwinkerte mir zu und besiegelte mein Schicksal mit einem Stempel.

Eine hagere Frau führte uns durch lange Gänge. Ihr mitleidvoller Blick streifte mich. Ich suchte die Unglückliche, der ihr Blick galt, aber die Welt war leer. Diese Frau, die weder geschminkt noch toupiert war, hatte Mitleid mit mir! Ich tastete meinen Körper ab, er war noch ganz.

Da spürte ich, wie meine Seele auf dem Weg zum Flüchtlingsbett hinkte. Sie war lahm. Und schon wurden uns raue, karierte Decken ausgehändigt. In der Turnhalle saßen unsere Landsleute auf Feldbetten. Ich suchte in ihren

Augen nach der eigenen Meinung, die sie loswerden wollten, doch ich fand darin bloß geblendete Nachtfalter. Als jemand Okkupationswitze erzählte, tauchte mein verlorenes Lachen auf, das gleich darauf in Tränen unterging. Ich weinte über den letzten Witz aus unserer Diktatur. Nun sollten wir demokratisch und witzlos leben. Die Landsleute redeten über unbekannte Länder, mutmaßten, wo es besser sei. Gefaltet wie sie waren, ließen wir die karierten Decken zurück und brachen erneut auf.

Das Verrückte an unserer Geschichte war, dass uns unsere besten Freunde überfallen hatten, und auf der Flucht vor den Truppen der Verbündeten waren wir in einem Feindesland gestrandet. Vor Mitternacht erreichten wir eine Stadt. In einem Hotel voller Flüchtlinge bekamen wir ein eigenes Zimmer. Wir durften nur das billigste Essen bestellen, doch das war nicht schlimm, sicher schmeckten auch die teuersten Speisen fad. Die Nationalgerichte der Großmutter galten hier als ungesund. Es gab harten Käse, aber reden sollte man nicht darüber.

»Rede keinen Käse«, sagte der Lehrer im Sprachkurs.

Dort freundete ich mich mit meinem Landsmädchen Mara an. Ich beneidete sie um ihren mit Watte ausgestopften Büstenhalter. Sie war eine gute Freundin und stahl auch für mich einen. Nach dem Sprachkurs gingen wir Kleider begutachten, die draußen auf der Straße schaukelten, alleine gelassen wie fremde Mädchen, dem Raub preisgegeben. Ernste, magere Frauen in zerknitterten Leinwosen, schmucklos wie mein neuer männlicher Name, gingen vorbei, ohne die Miniröcke aus glänzendem Taft und die golden schimmernden Samtjäckchen eines Blickes zu würdigen.

Mara sagte:

»Das sind keine Frauen. Sonst würden sie sich auf die Klamotten stürzen. Wie traurig, dass sie niemand will.«

Nachdem Mara unserem Volk Schande gemacht hatte, schrieb ich ihr ins Jugendheim: »Liebe Mara, es ist ungerrecht, dass du den Ausverkauf nicht sehen kannst. Die Miniröcke haben rote Preisschilder wie blutig verweinte Augen.«

Mara kehrte nicht nach drei Jahren zurück, sondern nach drei Wochen. Die Gerichte hatten Strafausverkauf.

Die Leiterin des Dolmetscherdienstes ermahnt das internationale Heer sprachlicher Stundenlöhner:

»Nur vermitteln, nicht eingreifen.«

Sie hängt nicht in der Kontinentalspalte, kennt nicht das Krachen, wenn Kulturen aufeinanderstoßen. Vor jedem Einsatz bläue ich mir ein: Pass auf dich auf, lass die Ufer Ufer sein, biete dich nicht als Brücke an, die stets zu Diensten steht, sonst trampelt man auf dir herum und bringt dich zum Einsturz. Sei eine Sprachfähre. Führe die Passagiere hinüber, lege ab und lösche ihre Gesichter aus dem Gedächtnis.

Etwas von beiden Ufern bleibt trotzdem an der Fähfrau kleben. Ich dolmetsche aus drei Sprachen. Bekomme ich einen Auftrag, setze ich mich aufs Fahrrad und rättele zum Surren der Räder, aus welchem Land wohl meine heutigen Passagiere sein werden. Ich mag den Augenblick, wenn der Mensch vor mir steht und die Sprache sich offenbart. Oft errate ich die Sprache ein paar Sekun-

den davor. Ich sehe an der Beschaffenheit des Mundes, von welchen Lautkombinationen er geformt worden ist. Dann grüße ich den Menschen, und im Gruß ist die Sprache mitgemeint. Sprachen sind Wesen. Sie leben unter uns, lungern herum oder tänzeln, rattern, stocken, säuseln. Wir nähren und kleiden die Sprachen ein, sodass sie satt oder schäbig werden, unterernährt oder schick gekleidet. Wenn ich Kopfweh habe, bin ich hellhörig auf Laute. Eine gereizte, schrille Stimme schneidet mein Gehirn entzwei, ich kneiße vor Schmerz die Augen zusammen. Ist die Sprache geschmeidig, bade ich darin und genese.

Die Schwangere und ihr Mann sitzen im Wartezimmer der Frauenklinik, und ich erkenne das Paar an seiner Verlorenheit. Mit einem breiten Lächeln gehe ich auf die beiden zu, doch ihre Gesichter zeigen sofort Anspannung. Dort, woher sie kommen, ist das Lächeln im öffentlichen Raum verächtlich. Wer lächelt, der will etwas. Als die Frau auf dem gynäkologischen Stuhl liegt, und die Krankenschwester mit einem Gerät schwarze Bänder um ihren Bauch herum befestigt, ist sie gefesselt an ihren Zustand. Tagelang kann ich die Schwangere nicht vergessen, sehe sie vor mir, bei allem, was ich tue, Sorge mich, ob sie miten in den Wehen das Wort »Pressen« verstehen wird. Ich versuche mich zu beruhigen: Aber ja, wenn die Hebamme barsch: »Pressen Sie!«, rufen wird, wird es die Gebärende an der Heftigkeit des Rufes erkennen. Da höre ich einen Schrei, und der spitze Bauch sackt in sich zusammen. In dem Moment klingelt das Telefon. Ich soll sofort in den Geburtsaal kommen.